

Shirley Jackson

Krawall und Kekse

Aus dem amerikanischen Englisch von Nicole Seifert

Arche Literatur Verlag 2022

Alle sagen immer, das dritte Baby sei das einfachste, und ich weiß jetzt auch, warum. Es ist das einfachste, weil es am meisten Spaß macht, weil man es schon zweimal erlebt hat und Bescheid weiß. Man weiß zum Beispiel, wie man im siebten Monat in einem Umstandskleid aussieht, und man weiß, wie man die Fußbremse am Kinderwagen löst, ohne herumzurütteln wie eine Anfängerin, und man weiß, wie man kurz vor der Geburt noch seine Schuhe zukriegt und welche Übungen man danach machen sollte, und auch wenn man vielleicht nicht gerade lässig ist, erledigt man das Ganze doch ein kleines bisschen müheloser. Rührselige Menschen versichern einem, dass Frauen noch ein drittes Baby kriegen, weil sie Babys lieben, und zynische Leute scheinen immer zu behaupten, eine Frau mit zwei gesunden, lebhaften Kindern im Haus würde für zehn ruhige Tage im Krankenhaus *alles* tun; mein eigener Standpunkt befindet sich irgendwo dazwischen, aber ich gebe zu, dass ich zu Letzterem tendiere.

Denn es *war* mein drittes, bei dem mir viele unnötige Unannehmlichkeiten erspart blieben. Zum Beispiel hat uns niemand niedliche rosafarbene Pullover geschenkt. Wir bekamen nur ein Paar Babyschuhe, und zwar ein weißes, mit Rosenknospen verziertes, das jemand Laurie zur Geburt geschenkt hatte und das ich, noch im ursprünglichen rosa Seidenpapier, einer Freundin schenkte, als sie ihr erstes Baby bekam; sie schickte es dann ihrer Cousine in Texas zu deren zweitem Baby, und die Cousine schickte es wieder gen Osten, als eine gemeinsame Freundin Zwillinge bekam; die gemeinsame Freundin schenkte es mir mit einer Karte, auf der „Alles Liebe für das Baby“ stand,

das rosa Seidenpapier war kaum zerknittert. Ich stellte die Schühchen behutsam beiseite, denn ich kannte jemanden, der im Juni ein Baby erwartete.

Ich bekam von meiner Nachbarin den Kinderwagen zurück, den ich ihr geliehen hatte, holte die Wiege vom Dachboden, wusch mich durch die Kommode mit Babyhemdchen und Wolldeckchen, informierte die amtierenden Kinder rechtzeitig und verbrachte einen liebe- und mühevollen Monat damit, meinen Koffer zu packen. Diesmal wusste ich genau, was ich ins Krankenhaus mitnehmen würde, es zusammenzusuchen dauerte jedoch und erforderte dann noch eine überstürzte Reise in die nächste Metropole. Aber schließlich hatte ich alles gepackt: ein mit Spitze besetztes gelbes Nachthemd, ein weißes Nachthemd, das sich am Hals mit einer blauen Schleife binden ließ, die zwei schicksten Bettjacken, die ich finden konnte - dafür musste ich in die Stadt fahren - und dann zwei Pfund von dem selbstgemachten Karamell, so viele Krimis, wie reinpassten und eine Tüte Äpfel. Beinahe in letzter Minute ergänzte ich noch eine Schachtel Pralinen, eine Flasche teures Parfüm und meine Zahnbürste. Ich habe von Leuten gehört, die ihre eigene Satinbettwäsche mit ins Krankenhaus nehmen, aber das erschien mir immer als eine Verschwendung von wertvollem Kofferplatz.

Mein Arzt war sehr freundlich und meine Bekannten sehr aufmerksam; in den zwei Wochen, bevor ich ins Krankenhaus ging, riefen fast alle, die ich kannte, fast jeden Tag an und fragten: „Bist du immer noch da?“ Meine Schwiegereltern legten sich für einen Besuch bei uns auf ein Wochenende fest, an dem ich den astronomischen Berechnungen zufolge ein zwei Wochen altes Baby vorzuzeigen gehabt hätte; sie reisten an, ich

spielte mit einer gewissen Zurückhaltung die Gastgeberin, und beim Abschied beäugten sie mich ungnädig und leicht misstrauisch. Meine Mutter schickte ein Telegramm aus Kalifornien, in dem stand: „Alles in Ordnung? Soll ich kommen? Wo bleibt das Baby?“ Meine Kinder waren mürrisch, mein Mann betreten.

Es war, wie gesagt, alles vollkommen normal, bis zu dem schrecklichen - ebenfalls vollkommen normalen - Moment, als ich um zwei Uhr morgens aus dem Bett sprang, als läge eine Erbse unter meiner Matratze; ich schaltete das Licht an und mein Mann fragte verschlafen: „Kommt das Baby?“

„Ich weiß es wirklich nicht“, sagte ich nervös. Ich sah mich nach dem Wecker um, den ich abends immer verstecke, damit ich morgens, wenn er klingelt, aufstehen und ihn suchen muss. Er war schwer zu finden, wenn er nicht klingelte.

„Soll ich aufwachen?“, fragte mein Mann ohne jedes Anzeichen der Vorfreude.

„Ich kann den *Wecker* nicht finden“, sagte ich.

„Wecker?“, fragte mein Mann. „Wecker. Weck mich in fünf Minuten nochmal.“

Ich machte den Koffer auf, nahm einen Krimi heraus und setzte mich mit einer Decke in den Sessel. Nach ein paar Minuten kam Ninki, die normalerweise am Fußende von Lauries Bett schläft, herein und machte es sich auf einer Ecke der Decke zu meinen Füßen gemütlich. Sie schlief den Großteil der Nacht über genauso friedlich wie mein Mann, nur dass sie von Zeit zu Zeit den Kopf hob und mich mit einem Ausdruck leiser Verachtung ansah.

Weil das Krankenhaus fünf Meilen von unserem Haus entfernt liegt, hatte ich das ungute Gefühl, viel Zeit einplanen zu müssen, insbesondere, da wir beide nicht fahren konnten, ich also unser hiesiges Taxi rufen musste, um ins Krankenhaus zu kommen. Um halb acht rief ich meinen Arzt an, wir plauderten ein Weilchen, dann sagte ich, ich würde den Kindern noch Frühstück machen und abwaschen und dann ins Krankenhaus kommen, und er sagte, wunderbar, dann würden wir uns später dort sehen; unausgesprochen waren wir beide der Überzeugung, dass ich vor Sonnenuntergang wieder im Einsatz sein dürfte.

Ich ging in die Küche und machte mich systematisch an die Arbeit, fröhlich summend und nur gelegentlich nach der Rückenlehne eines Stuhls greifend und den Atem anhaltend. Mein Mann erzählte mir später, er hätte seine Tasse samt Untertasse (die, auf der „Vater“ stand) im Ofen gefunden, aber ich neige zu der Annahme, dass er viel zu aufgeregt war, um als zuverlässiger Informant zu gelten. Meiner eigenen Erinnerung nach habe ich alles so gemacht, wie ich es schon tausend Mal gemacht hatte - die routinierten Handgriffe eines Schulmorgens, so vertraut, dass ich sie normalerweise kaum bewusst wahrnehme.

Als dann die Kinder runterkamen, schien alles schön seinen Gang zu gehen; Laurie griff grimmig nach zwei Gläsern für sich und Jannie und füllte sie mit Saft. Mir bot er auch eins an, aber ich hatte keine Lust, etwas zu essen, oder irgendetwas anderes zu tun, was mein prekäres Gleichgewicht zwischen zwei und drei Kindern gefährden könnte. Mein Mann kam runter, setzte sich an seinen üblichen Platz, sagte den Kindern Guten

Morgen, nahm von Laurie ein Glas Saft entgegen und fragte mich strahlend: „Wie fühlst du dich?“

„Fantastisch“, sagte ich und präsentierte allen ein gigantisches Lächeln. „Mir geht es wunderbar.“

„Gut“, sagte er. „Was meinst du, wann sollten wir aufbrechen?“

„Wahrscheinlich gegen Mittag“, sagte ich. „Alles bestens, wirklich.“

Mein Mann fragte höflich: „Kann ich dir mit dem Frühstück behilflich sein?“

„Nein, wirklich“, sagte ich. Ich hielt inne, um Atem zu holen und lächelte beruhigend. „Mir geht es *richtig* gut.“

„Würdest du es persönlich nehmen“, fragte er immer noch sehr höflich, „wenn ich dieses Ei aus meinem Glas nähme?“

„Natürlich nicht“, sagte ich. „Tut mir leid; keine Ahnung, wie es da hingekommen ist.“

„Macht überhaupt nichts“, sagte mein Mann, „ich hatte nur Durst.“

Vielleicht war mir ein bisschen schwindelig. Und da waren auch Schmerzen, und zwar echte, nicht so ein schwacher Abklatsch, wie ich ihn mir in den letzten Wochen herbeifantasiert hatte. Ich tätschelte Laurie den Kopf. „Und“, fragte ich in dem Ton, den ich in den letzten Monaten ungefähr fünfhundert Mal angeschlagen hatte, „wollen wir lieber einen kleinen Jungen oder einen kleinen Jungen?“

„Setzt du dich nicht zu uns?“, fragte mein Mann. Er hatte die Ausstrahlung eines Mannes, der davon ausgeht, dass sich irgendwie klären wird, wie er in diese Reihe ungewöhnlicher

Ereignisse verwickelt werden konnte. „Ich glaube, du solltest dich hinsetzen“, drängte er.

Ungefähr da wurde mir klar, dass er recht hatte. Ich sollte mich setzen. Tatsächlich sollte ich sogar direkt ins Krankenhaus fahren, unverzüglich. Ich warf das beruhigende Lächeln ab und ließ die Gabel fallen, die ich mit mir herumgetragen hatte.

„Besser, ich beeile mich“, sagte ich überflüssigerweise.

Mein Mann rief das Taxi und holte meinen Koffer herunter. Die Kinder würden bei Freunden schlafen, wir hatten geplant, sie auf dem Weg ins Krankenhaus dort abzugeben; jetzt jedoch hatte ich das Gefühl, keine Zeit dafür zu haben. Ich begann, schnell zu sprechen.

„Du musst dich um die Kinder kümmern“, sagte ich zu meinem Mann. „Achte drauf, dass ...“ Ich hielt inne. Ich weiß noch, dass meine Gedanken eine unglaubliche Klarheit und Geschwindigkeit hatten. „Achte drauf, dass sie zu Ende frühstücken“, sagte ich. Schlafanzüge auf der Wäscheleine, dachte ich, Schule, Katzen, Zahnbürsten. Milchmann. Latzhosen müssen geflickt werden, Wäsche. „Ich sollte eine Liste machen“, sagte ich undeutlich. „Dem Milchmann für morgen Abend einen Zettel schreiben. Und Seife. Wir brauchen Seife.“

„Ja, Liebes“, sagte mein Mann immer wieder. „Ja Liebes, ja Liebes.“

Das Taxi kam und plötzlich verabschiedete ich mich von den Kindern. „Bis später“, sagte Laurie lässig. „Viel Spaß.“

„Bring mir was mit“, fügte Jannie hinzu.

„Ich bin in einer Stunde bei dir“, sagte mein Mann nervös. „Und mach dir keine Sorgen.“

„Es wird alles gut gehen“, sagte ich. „Keine Sorge.“

„Kein Grund zur Sorge“, sagte der Taxifahrer zu meinem Mann und wir fuhren los.

Wir fuhren mit großem Tamtam vor dem Krankenseingang vor, und der Fahrer sprang von seinem Sitz auf, kam ums Auto herum, öffnete mir die Tür und nahm meinen Arm.

Er schob mich durch die Tür und zum Empfang. „Hier“, sagte er zur Rezeptionistin. „Bezahlen können Sie später“, sagte er zu mir und floh.

„Name?“, fragte die Rezeptionistin mich höflich, den Bleistift im Anschlag.

„Name“, sagte ich vage. Dann fiel er mir wieder ein und ich sagte ihn ihr.

„Alter?“, fragte sie. „Geschlecht? Beruf?“

„Schriftstellerin“, sagte ich.

„Hausfrau“, sagte sie.

„Schriftstellerin“, sagte ich.

„Ich schreibe einfach Hausfrau“, sagte sie. „Arzt? Wie viele Kinder?“

„Zwei“, sagte ich. „Bisher.“

„Normale Schwangerschaft?“, fragte sie. „Blutprobe? Röntgenbilder?“

„Hören Sie -“, sagte ich.

„Name des Ehemanns?“, fragte sie. „Adresse? Beruf?“

„Schreiben Sie einfach Hausfrau“, sagte ich. „Sein Name fällt mir jetzt wirklich nicht ein.“

„Ehelich?“

„Was?“, fragte ich.

„Ist Ihr Mann der Vater dieses Kindes? Sie haben doch einen Ehemann?“

„Bitte“, sagte ich in klagendem Ton, „kann ich einfach raufgehen?“

„Also, wirklich“, sagte sie und schnaubte, „sie bekommen schließlich nur ein *Baby*.“